

stes draußen, sondern wegen des Poltergeistes drinnen, welcher für anständige Menschen das Gewissen ist.

Wer über die glimpflichere Bestrafung der andern Beteiligten das Nötige und über die ganze unerbauliche und doch auch heute noch lehrreiche Geschichte Genaueres erfahren möchte, sei auf die vortreffliche, auf die Verhörakten sich gründende Untersuchung „Der Kragenwäscher“ von Dr. Paul Corrodi im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1938 verwiesen. Was dort in breiter Ausführlichkeit berichtet ist, haben wir hier kurz nacherzählt.

(Zwingli-Kalender 1944)

Ein Kämpfer aus Liebe

Wie immer, wenn der Pfarrer Johann Caspar Lavater predigte, war am 28. Oktober 1792 die Peterskirche zu Zürich gestoßen voll. Und wie immer, so hing auch jetzt die aus der ganzen Stadt zusammengeströmte Gemeinde mit mächtiger Ergriffenheit an den Lippen des lebendigsten Verkündigers seiner Zeit. Aber was man an diesem Sonntag von ihm zu hören bekam, schlug so wuchtig ein, wie man es vorher kaum je erlebt hatte. Lavater brachte die Französische Revolution auf die Kanzel. Das hatte er zwar früher auch schon getan. Doch heute warf er mit einem kräftigen Ruck die Weiche herum; das war die Überraschung, die der Zuhörerschaft schier den Atem verschlug. Bisher hatte er immer geschwärmt für die neuen Gedanken, die in Paris aufgebrochen und von dort wie ein Frühlingssturm durch die Völker gefegt waren: endlich falle die alte, morsche Welt in Trümmer, und eine neue, bessere Zeit ziehe herauf; im Namen Christi willkommen die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit! Nun aber gab die Glocke auf einmal einen ganz andern Ton. Der Prediger hatte als Text jene Stelle aus dem Spruchbuch Salomos gewählt: „Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist gleich goldenen Äpfeln in silbernen Schalen.“ Und dieses das Gebot der Stunde zum lauten Ausdruck bringende Wort hieß jetzt: Gefahr im Anzug! Der Feind vor den Toren! Wachtet und widerstehet! Wir hatten uns täuschen lassen. Wir meinten: Friede!, und es ist Krieg. Wir jubelten: Reich Gottes! und nun zeigt es sich, daß die Dämonen der Hölle los sind. Mit seinen neuesten Schand- und Mordtaten hat das Pariser Regime die Maske abgeworfen; sein wah-

res Gesicht kommt zum Vorschein: dem Christusglauben Feindschaft bis aufs Messer! In höchster Erregung ruft Lavater in die Gemeinde hinein: „Keine Nation, auch keine heidnische, hat je so öffentlich, so frech der Religion Hohn gesprochen wie diese. Ohne Prophet zu sein, sage ich mit Gewißheit und so wahr ein Gott im Himmel lebt: Wo Irreligion herrscht, muß Gesetzlosigkeit, Sittenlosigkeit, Jammer und Zerrüttung herrschen. So wenig der Mensch die Luft zum Atmen und das Licht zum Sehen entbehren kann, so wenig kann ein Mensch, kann ein Staat die Religion entbehren. O Frankreich, Frankreich, Beispiel ohne Beispiel, willst du uns nicht warnen, uns nicht lehren, zu welchen Unmenschlichkeiten eine Nation herabsinkt, die auf dem höchsten Gipfel der Aufklärung zu stehen glaubte, wenn sie mit Eid, Gewissen und Religion ein unsinniges Gespött treibt? O Frankreich, Frankreich, verjage nur deine Priester! Zerstöre und verkaufe nur deine Tempel! Verwandle deine christlichen Feiertage nur in Schauspiele und deine heiligen Altäre in Altäre der Freiheit! Ratschlage, ob man das Wort Vorsehung noch dulden soll, und predige die Religion der Epikuräer auf deinen noch übrigen Kanzeln – und dann laß sehen, was endlich aus dir werden wird!“

Am Morgen nach diesem denkwürdigen Sonntag fand man einen Galgen an die Pfarrhaustür Lavaters gemalt. Das war die Antwort auf seine kühne Verkündigung; mit dieser Drohung quittierten die Franzosenfreunde in der Stadt den Gesinnungswechsel des unbequemen Pfaffen. Aber der ließ sich nicht einschüchtern; er trug seine Predigt in die Druckerei und war schon entschlossen, sie sogar ins Französische übersetzt ausgehen zu lassen. Die Zensur verhinderte das zwar; man glaubte damals schon, mit dem Leisetreten der Heimat besser zu dienen, und hat sich schon damals damit verrechnet. Im November langten die ersten Opfer der Pariser Schreckensherrschaft in Zürich an; vertriebene und ausgeplünderte Emigranten suchten und fanden von da an in wachsender Zahl im Lavaterschen Pfarrhaus Rat, Unterstützung, Obdach. Überwältigt von all diesem Elend, setzt sich der treue Helfer hin und schreibt um Mitgefühl flehende Briefe an den französischen Minister Roland und dessen Gattin; aber natürlich hatte man in Paris anderes zu tun, als die Fürbitte des Zürcher Pfarrers zu beherzigen. Als bald darauf die Hinrichtung König Ludwigs XVI. ruchbar wird, macht eine neue Predigt im St. Peter – am 3. Februar 1793 – wieder gewaltiges Aufsehen. Nicht weniger unmißverständlich schwingt Lavater den Stab Wehe auch unter der Kanzel. Als der von ihm so mächtig verehrte Dichter Klopstock in eben jenen

Tagen das französische Bürgerrecht geschenkt bekommen sollte, beschwor er ihn brieflich, sich für eine solch zweifelhafte Ehre gründlich zu bedanken: „Noch mehr als aller Despoten Monarchismus verabscheue ich eine Mörderrotte, die mit aufgehobenen Dolchen Freiheit gebeut. Ich höre nicht gern eine Gassenhure ernsthaft von Scham und Keuschheit sprechen, aber noch weniger ein Prostibulum (Bordell) von Tyrannei und Freiheit. Eine Oligarchie, die wider alle Oligarchie wütet, hör' ich nicht ohne Abscheu demokratisieren. Ich weiß kein Beispiel in der Geschichte, wo mit so satanischer Kaltblütigkeit leidenschaftlicher und regelloser gegreult worden sei, als in diesen Tagen in Paris gegreult wird.“ Bei dieser schlankwegigen Verurteilung der Französischen Revolution ist Lavater geblieben; auch alle Erfolge der überall vorstoßenden Armeen vermochten ihn in der Äußerung seines Standpunktes nicht vorsichtiger zu machen. Drohungen hin, Drohungen her – er war und wollte sein der Treuhänder der biblischen Botschaft: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“ Politik im zünftigen Sinn hat er nicht getrieben; von einer politischen Partei ließ er sich nie ins Schlepptau nehmen; er konnte von sich bekennen: „Ich bin kein Demokrat, bis die Demokraten Menschen, und bin kein Aristokrat, bis die Aristokraten demütig werden.“ Er wußte sich einem höheren Herrn verpflichtet und wahrte sich von Fall zu Fall das Recht, die Wahrheit Wahrheit und die Gemeinheit Gemeinheit zu nennen, mochte es angehen, wen es wollte. Gehorsamer Bürger war er so lange, als ihm der Staat die Freiheit seiner Verkündigung unangetastet ließ; aber mit einer Unerbittlichkeit ohne gleichen bekämpfte und verwarf er die Staatsauffassung und Staatsform die mit ihrem totalen Anspruch ans Mark des Volkes griff: an seinen Christusglauben!

Auch als 1798 die Franzosen in die Schweiz eindringen, wich der tapfere Mann nicht einen Augenblick von der eingeschlagenen Richtung ab; mit sich verschärfendem Ton erhob er jetzt in der Peterskirche seine Stimme für die Unterdrückten und für sein mißhandeltes Vaterland. Eine Tat von unerhörter Kühnheit war insbesondere auch sein „Wort eines freien Schweizers an die große Nation“, worin er zusammenfassend zum Ausdruck brachte, was er als Patriot, Pfarrer und Christ gegen das moderne Heidentum des antichristlichen Regimes zu sagen hatte. Er scheute sich selbst nicht, das gepfefferte Schriftstück an Herrn Reubel, Glied des französischen Direktoriums, abzuschicken. „Ihr Franken kommt als Räuber in die Schweiz“, heißt es darin; „ihr führt Krieg gegen ein

Land, das euch nie beleidigte.“ Laßt doch die Schweiz in Ruhe; unsere freien demokratischen Kantone waren Jahrhunderte, bevor Frankreich an Demokratie dachte, demokratischer „als eure kolossalische Republik nie werden kann“. Die Anklage schließt mit dem Ausruf: „Segen dem, der die Freiheit bringt, die Leben, Ehre, Eigentum treuer Unschuld sichert und dieses Namens allein wert ist; er soll auf Erden keinen mutigeren Verteidiger finden als den Schreiber dies, der, Gott weiß, unter allen irdischen Dingen nichts sehnlicher wünscht als Freiheit und Gleichheit! Fluch dem, der die andere Freiheit, zu drohen, zu drücken, zu fordern, vorzudonnern, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden, die Freiheit der Satane ausposaunt; er soll auf Erden keinen entschlosseneren Feind finden als mich, den Appellanten an die französische Nation, an das Menschengeschlecht, an die Nachkommenschaft.“ Diesen Vorstoß in die Höhle des Löwen hatte Lavater ganz im geheimen gewagt und lange niemandem in Zürich ein Wort davon verlauten lassen. Erst als nach Wochen keine Antwort eingetroffen war, weihte er seine besten Freunde ein und gab zu verstehen: „Wenn ihr mit einem Male vernehmen solltet: Lavater ist nach Hünningen oder Gott weiß wohin deportiert, so wißt ihr doch warum!“ Und er hatte richtig geahnt: eben diese Beschwerdeschrift, die er mit der hernach doch eingelaufenen Antwort Reubels im Druck ausgeben zu lassen die Tollkühnheit fand, brachte schließlich auch ihn in die Verbannung.

Zunächst hatte vierzehn vornehme Zürcher, unter ihnen einen früheren Bürgermeister, dieses Verhängnis ereilt. Die ganze Stadt war darob in Aufregung geraten, und Lavater, in seinem Gerechtigkeitssinn aufs tiefste verletzt, protestierte auf der Kanzel ohne Furcht und Tadel: „Kann auch etwas Schrecklicheres sein, etwas, wodurch eine Obrigkeit sich selbst mehr erniedrigen und schänden kann, etwas, wodurch aller Gerechtigkeit und Freiheit mehr Hohn gesprochen wird, als wenn der Unschuldige wie der Schuldige, wenn der Rechtschaffene wie der Bösewicht, wenn der redliche, warme Vaterlandsfreund wie der Landesverräter, wenn der Ehrer der obrigkeitlichen Gewalt wie der Empörer behandelt wird, wenn Furcht eingeflößt wird denen, die Gutes tun, weil sie Gutes tun, in Angst versetzt werden harmlose, schuldlose Herzen?“ Kaum war Lavater recht aus der Kirche daheim, so wurde ihm diese Predigt abgefordert und durch den Regierungsstatthalter nach Luzern geschickt. Und schon am Tage darauf erhielten die Stadtväter vom Direktorium die Verwarnung: „Ihr werdet dem Bürger Lavater anzeigen,

daß er aufhöre, sich in die Geschäfte der Regierung zu mengen. Die Rettung des Vaterlandes ist ihm nicht übertragen worden!“ Aber mit derartigen Einschüchterungsversuchen kam man an den Lätzen. Und so geschah schließlich, was geschehen mußte. Noch hatte Lavater am 14. Mai 1799 die Pfingstpredigt gehalten; dann hatte er sich, weil er an Gliederschmerzen litt, noch selbigen Tages zusammen mit seiner Frau nach Baden zur Kur begeben. Während er hier die erste Nacht zubringt, findet bei ihm daheim behördliche Hausdurchsuchung statt. Und bevor es recht Tag wird, ist Lavater von zwei nach Baden Ausgeschickten in seinem Schlafzimmer überrumpelt, verhaftet, weggeführt. In aller Ruhe fügt er sich; er kann sogar noch scherzen: wie er die vor dem Badener Stadttor den Wagen erwartenden vier Dragoner sieht, bemerkt er zu seinem Begleiter: „So vornehm bin ich freilich noch nie gereist.“ In Basel, wohin nun die Fahrt ging, behandelte man den weltberühmten Mann im ganzen recht glimpflich. Während vier Wochen war er festgehalten und immer neuen Verhören unterworfen. Am 11. Juni endlich kam er wieder auf freien Fuß. Aber die Schweiz war soeben der Tummelplatz französischer, russischer und österreichischer Heere; so erwies es sich als unmöglich, auf dem direkten Weg nach Zürich zurückzukommen. Es brauchte nicht weniger als fünf Wochen, bis Lavater schließlich daheim war; die längste Zwischenstation machte er im Pfarrhaus Knonau. Was für ein Ereignis sein Wiederauftauchen in der Stadt bedeutete, läßt sich leicht denken. Als er zum erstenmal wieder auf seiner Kanzel stand, begrüßte er die Gemeinde mit den Worten: „Was soll ich tun? Danken, anbeten, Mut fassen, neues Vertrauen in mir wecken, froher nun meines Berufes warten, mich rechts und links umsehen: Was ist Gutes zu tun?“ Der Uermüdliche ahnte wohl kaum, ein wie kurzer Rest für weiteres Schaffen ihm jetzt nur noch zubemessen war: schon anderthalb Monate später geschah seine Verwundung, die ihn für immer schachmatt setzte und nach qualvollen fünf Vierteljahren seinen Tod zur Folge hatte.

Man schrieb den 26. September 1799. In Zürich herrschte furchtbare Aufregung. Begreiflich: vor seinen Toren brüllten die Geschütze. Die Russen hatten die Limmatlinie neuerdings besetzt. Die Franzosen hausten in der Stadt. „Um Gottes willen, bleib daheim!“ bitten die Angehörigen unsern Lavater. Er sagt ruhig: „Mir wird niemand etwas tun“, und nimmt den Hut vom Nagel und geht wie sonst seinen Kranken nach. Um die Mittagszeit – es ist ein Donnerstag – kommen etliche französische Soldaten zur Peterhofstatt. „Wein, Wein! Hier ist ja ein Wirtshaus!“

rufen sie zu einem Fenster hinauf. Verängstigte Frauen geben zurück: „Nein, hier ist kein Wirtshaus.“ – „So ist doch Wein hier“, und schicken sich an, mit ihren Gewehrkolben die Türe einzuschlagen. Lavater ist darauf aufmerksam geworden; er ruft hinunter: „Seid ruhig; ich will euch Wein bringen.“ Und eilt mit Krug und Becher hinab: „Da, trinkt nach Herzenslust!“ Andere Militärs gesellen sich dazu, ein Berner, ein Basler. „Ob noch etwas gefällig sei?“ fragt dann der Pfarrer die Fremden. Nein, sie haben genug. Einer, ein welscher Grenadier, verabschiedet sich freundlich: „Dank, braver, guter Mann! Adieu, Bruderherz!“ Lavater kehrt ins Haus zurück; seine Frau, noch zitternd, empfängt ihn unter der Stubentür: „Kommst du, mein Daniel, aus der Löwengrube?“ Kurz darauf tritt er wieder aus dem Hausgang; er hatte jemand ausgeschiedt, um zu sehen, ob es möglich sei, in der Stadt Besuche zu machen. Während er wartet, erscheint ein verwahrloster Soldat und bedeutet in gebrochenem Deutsch, daß er ein Hemd benötige. „Hemd hab’ ich jetzt keins“, erwidert Lavater, langt in die Tasche und gibt ihm, was ihm in die Hand kommt. Es ist dem Heischenden zu wenig: „Gib mir Taler für Hemd!“ fordert er. Lavater reicht ihm, was er noch hat. „Jetzt laßt mich aber endlich im Frieden!“ sagt er und will gehen. Da zieht der Frechling den Säbel und dringt auf ihn ein: „Geld her!“ Lavater ruft um Hilfe und eilt zu in der Nähe mit Soldaten sich unterhaltenden Zürchern. Richtig, da steht auch der Grenadier von vorhin. „Guter Freund“, bittet ihn der Pfarrer, „nehmt mich in Schutz! Das ist doch keine Manier – ich hab’ dem hier alles gegeben, was ich bei mir hatte, und nun verlangt er mit aufgehobenem Säbel noch mehr!“ Da geschieht das Unfaßliche. Der Franzose, der sich wenige Minuten vorher bei ihm freundlich bedankt hat, setzt, wie wenn er den Teufel im Leib hätte, Lavater das Bajonnet auf die Brust und brüllt noch wüster als der andere: „Geld her!“ Jemand von den Umstehenden will das Gewehr wegwenden, ein zweiter den Pfarrer zurückziehen. Aber schon geht der Schuß los, der ihm unter der Brust in den Körper fährt. Man setzt den Getroffenen auf das Bänklein vor des Sigristen Haus. Gibt ihm Tropfen. Holt den Arzt. Beim Verbinden stellt dieser fest, daß das Blei im Leibe stecken blieb; um Fingersbreite nur sei es am Herzen vorbeigedrungen.

Die letzten Hintergründe der rohen Tat sind nie aufgehehlt worden. Lavater selber hat es verunmöglicht; von der ersten Stunde an bat er inständig und beharrlich, man möchte ihm um Gottes willen das zuliebe tun, daß man von der Verfolgung und dem Verhör des Attentäters absehe, ja

nicht einmal nach seinem Namen forsche. „Ich würde unter meinen heftigen Schmerzen noch mehr leiden, wenn ihm was Übles geschähe.“ So wird es für immer Geheimnis bleiben, ob Lavater das mehr zufällige Opfer einer wahllos plündernden Soldateska geworden ist, oder ob die Kugel ihm absichtlich und darum galt, weil der bewußte Grenadier in der kurzen Zwischenzeit erfahren hatte, daß ihm da einer vor die Flinte gelaufen war, der zu den eifrigsten Bekämpfern der Revolution in Zürich gehörte, dazu ein Pfaffe! So wahrscheinlich uns das letztere dünkt, Lavater selber hat diese Möglichkeit nicht wahrhaben wollen; er erklärte: „Ich halte meine Verwundung durchaus nicht für eine Plansache, sondern für einen Zufall, wenn je in der Welt etwas Zufall heißen kann. Der Mann, den Gott auserwählte, unwissend mein größter Wohltäter zu sein, und dem ich so gern, wenn ich nur wüßte, wie, ohne seinen Namen wissen zu wollen, ein brüderliches Wort schreiben möchte, dieser Mann, der halb betrunken war, ward plötzlich wie von einem Dämon besessen und setzte mir erst das Bajonett auf die Brust, und da dies etwas weggelenkt war, zog er sich einen Schritt zurück und schoß.“

So viel ist aber sicher, daß unser Lavater das Siechtum, das die Verletzung nach sich zog, mit bewundernswerter Geduld ertrug, und daß eben jetzt die Echtheit seines Christusglaubens in ergreifender Weise zutage trat. Vorübergehend erholte sich der Kranke wohl einigermaßen; im Dezember 1799 vermochte er sich sogar für einige Predigten aufzuraffen. Dann äußerte er sich etwa auf der Kanzel: „Ich kann nicht in Pauli Sinne sagen: Ich trage die Malzeichen des Herrn Jesus Christus an meinem Leibe“ (womit er eben den Martyriums-Charakter seines Leidens in Abrede stellte), „aber ich kann sagen: Ich trage Monumente der gefühlten göttlichen Langmut auf meiner Brust. Jeder wiederkehrende Schmerz soll mir ein Ruf der Erweckung sein, mit neuem Mute, neuer Geduld und Demut, mit neuer Treue und Liebe in die Fußstapfen dessen zu treten, an dessen unnennbare Liebe und unbeschreiblichen Wundenschmerzen für uns meine tausendmal erträglicheren Wunden mich täglich erinnern sollen.“ Nachher trat eine Verschlimmerung des unheilbaren Zustandes ein; auch Kuren in Baden und Schinznach und ein ihm durch Freunde angebotener Landaufenthalt in Erlenbach vermochten den fortschreitenden Zerfall der Kräfte nicht mehr aufzuhalten. Doch blieb der Geist frisch und der Wille zur Arbeit bis zuletzt ungelähmt; auf seinem Schmerzenslager noch schrieb und diktirte er seine letzten Werke, so neben andern die ausführliche Schilderung seiner Deportation. Am Bet-

tag 1800 ließ sich Lavater zum letztenmal in seine Peterskirche tragen, um über das Wort zur Gemeinde zu reden: „Es hat mich herzlich verlangt, das Passahlamm mit euch zu essen, ehe denn ich hingehe und sterbe.“ Noch acht Tage vor seinem Heimgang mußte man ihn in einer Sänfte zu einer Sterbenden tragen, wobei er in schwere Ohnmacht fiel. Mit einem seiner letzten Besucher kam er über seinen unbekannten Verwunder ins Gespräch; da flüsterte er mit leuchtenden Augen die Worte: „Es ist Gottes unaussprechliche Güte, daß er mich würdigt, dieses Kreuz zu tragen. Kein Sterblicher hat eine solche Läuterung und Reinigung so nötig wie ich. Ach, wie danke ich ihm alle Tage für jeden neuen Schmerz, den er mir auferlegt! Dies ist für mich der einzige Weg zum Heil und zur Seligkeit. Diese Wunde, die ich am Leibe trage, oh, sie ist mein köstlichstes Kleinod; ich gäbe sie für alle Güter der Erde nicht hin. Ach, der glückliche Mensch, der Engel, von Gott gesandt, der mir diese Wunde durch einen Schuß beibracht hat! Die Leute fragen mich in ihrer Torheit oftmals, ob ich ihm verzeihen könne. Verzeihen bloß? Ach Gott, käme er doch heute zu mir – um den Hals wollte ich ihm fallen, sein Gesicht mit Freudentränen benetzen und zu ihm sagen: Siehe, Glücklicher, diese Krone, dieses Kleinod hast du mir gegeben!“ Am Silvesterabend 1800 bewegte den dem Tode Geweihten noch mächtig die Jahrhundertwende. Und wie er während seiner ganzen Leidenszeit die geistige Verbindung mit seiner Gemeinde gepflegt und immer wieder Ansprachen verfaßt hatte, die dann durch Amtsbrüder auf der Kanzel verlesen wurden, so verlangte ihn nun noch, am ersten Tag des neuen Jahrhunderts die Seinen zum letztenmal zu grüßen. Mit schwacher Stimme diktierte er einem Freund für diesen Zweck seinen Schwanengesang, der mit den Worten begann:

„Angetreten ist auch dies Jahr, dies Jahrhundert, o Vater.
Hallelujah von jedem, dem du noch Atem vergönnest!
Ziehe die Hand nicht ab von uns, du aller Erbarmer.
Unsere Freude sei du und unsere Hoffnung und Hilfe
Täglich werde du mehr von uns gesucht und gefunden;
jede wachsende Not verbind uns inniger mit dir.
Jeder Abend finde des Daseins und deiner dich froher!“

Zwei Tage nachher entschlief er. Sein letztes Wort war: „Betet!“ Im langen Zuge derer, die ihn am 5. Januar 1801 zu Grabe geleiteten, sah man auch Soldaten in französischen Uniformen. Sogar sie bekannten

sich jetzt zu ihm. Sie hatten sehen gelernt, daß er ja nicht ihr Feind gewesen war. Hatte er kämpfen müssen, so hat er es doch nie aus Haß, sondern stets nur aus Liebe getan. Aus Liebe zu dem, der ihn in seinem Leben so reich, so froh, so stark und tapfer machte: Jesus Christus.

(Zwingli-Kalender 1941)

Wie rüstet sich die Kirche für den Notfall?

Liebe Glaubensgenossen! Man muß die Frage recht verstehen. Sie will nicht heißen: Wie rüsten wir uns für den Notfall, der vielleicht kommt, vielleicht auch nicht? Er kommt sicher. Er ist schon da. Die Kirche leidet jetzt schon Not, eine Not von unerhörtem Ausmaß. Wir denken nicht gleich an uns. Wir, die reformierte Schweiz, sind nicht die Kirche. Wir sind nur ein Ringlein in der langen Kette; wir sind bloß ein kleines Glied an dem gewaltigen Leib, von dem Jesus Christus das Haupt ist. Die Kirche ist die weltweite Gemeinschaft derer, die sein Wort gehört haben an allen Orten. Sie ist das überall zerstreute und doch im Glauben zäh verbundene Heer, das aufgeboten ward zur Eroberung der Welt für den lebendigen Gott. Und diese eine, allgemeine, christliche Kirche ist heute so grauenhaft bedroht wie noch nie, seit es Kirche gibt auf dieser Erde. Und dies aus dem Grund, weil neuerdings das Heidentum mit einer unglaublichen Wucht vorstößt. Wie wenn ein Riese erwacht und sich seiner Kraft bewußt wird, so reckt und streckt jetzt das Heidentum seine Glieder und macht sich mit einer unheimlichen Angriffigkeit ans Werk, das Christentum an die Wand zu drücken. Wir schlafen, wenn wir das noch nicht gemerkt haben. Der Krieg ist erklärt, der Feldzug ist eröffnet, die Invasion ist im Gang.

Und was dabei besonders überrascht: es hat sich in unerhörter Weise gezeigt, daß der heidnische Dämon auch auf heimliche Bundesgenossen hinter der Front zählen kann, auf eine fünfte Kolonne von ungeahntem Umfang. Hörten wir früher vom Heidentum, so dachten wir an Afrika und China und der Enden; jetzt ergibt sich ein völlig anderes Bild: Heidentum bricht in der Nähe auf. In den christlichen Völkern Europas selber ist es wie eine Lawine ins Rutschen gekommen, in Rußland vor 25 Jahren, in Deutschland vor zehn Jahren, in Holland vor drei Jahren, in Norwegen in den letztvergangenen Monaten. Nun äußert sich freilich die Not,